

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 125 Bromberg, den 7. Dezember 1924.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von **Karl-August von Laffert.**

(17. Fortsetzung.)

„Nun, was bringen Sie Gutes?" fragte der französische Botschafter seinen ersten Botschaftssekretär, der sich zum Vortrag hatte melden lassen.

„Nachrichten vom deutschen Nordpolfluge."

„Schießen Sie los, mein lieber Durant", sagte der Botschafter jovial.

„Seit meinem letzten Vortrage hat sich folgendes ereignet: Die Liberté meldete die Abfahrt der Athalia von Kap Barrow am 23. mittags, mit den drei Überlebenden der Expedition an Bord. Sie konnte also frühestens am 27. in der Beringstraße, am 29., also heute, in Nome eintreffen. Nun lief aber heute nacht folgendes Telegramm unseres Agenten aus Nome ein:

„Athalia am 28. früh hier eingetroffen. Über etwaige Passagiere nichts zu erfahren. Reederei Nordalaska hüllt sich in Stillschweigen, und die Athalia wurde wegen Pestverdachts vorläufig in Quarantäne gelegt. Halte dies nur für ein geschicktes Manöver, um Geheimhaltung irgendwelcher an Bord befindlicher wichtiger Gegenstände oder Personen zu ermöglichen. Hiesige Behörden haben wahrscheinlich Hand im Spiel. Ich stellte fest, daß zwischen dem abgeschlossenen Kai der Reederei und der Athalia mehrfacher Motorbootsverkehr stattfand. Als nächster fahrplanmäßiger Dampfer fährt Arizona am 2. 8. von hier nach San Franzisko.

Wir wissen somit, daß die Athalia der Wachsamkeit der Liberté entgangen ist. Unter sonstigen Umständen würde ich dieses als eine schwer zu rügende Nachlässigkeit des Kommandanten bezeichnen, wenn ich nicht vor wenigen Minuten eine Erklärung erhalten hätte. Nach fünftägigen, ununterbrochenen Bemühungen ist es unserem genialen Dechiffrierkünstler, dem Professor Martin, gelungen, das uns von der Liberté übermittelte Geheimtelegramm der Athalia wenigstens stellenweise zu entziffern. Danach sind die Mehrzahl der zwischen der Athalia und ihrer Reederei gewechselten Funksprüche falsch und zur Täuschung etwa mithörender Stationen bestimmt. Es scheint, als wenn noch weitere Deutsche gerettet sind und sich ebenfalls auf der Athalia, jetzt also in Nome befinden."

„Das wird ja immer spannender", sagte der Botschafter. „Dieser Professor Martin ist wirklich ein Genie. Aber zurück zur Sache. Auf welche Weise gedenken Sie, der deutschen Luftfahrer habhaft zu werden?"

„Ich setzte bereits ein Telegramm an die Liberté auf, das ich Euer Exzellenz zu unterschreiben bitte. Es lautet: Offene Funksprüche der Athalia sind falsch. Dechiffrierung der Geheimsprüche ist gelungen. Anscheinend sind weitere Überlebende der deutschen Expedition gerettet und bereits am 28. früh auf der Athalia in Nome eingetroffen. Kreuzen Sie südlich Nome. Alle verdächtigen Fahrzeuge sind anzuhalten und nach den Deutschen zu untersuchen. Wir hoffen, durch weitere Entzifferung gegnerischer Funksprüche bald aufs genaueste über alle Maßnahmen der Deutschen unterrichtet zu sein."

„Warum schreiben Sie „gegnerische" Funksprüche?" fragte der Botschafter. „Es handelt sich doch um amerikanische."

„Da Amerika uns nicht unterstützt, so nahm ich an —"

„Sie haben recht", unterbrach der Botschafter lebhaft. „Wer nicht für uns ist, der ist gegen uns. Und Frankreich ist Gott sei Dank stark genug, der Feindschaft der ganzen Welt trotzen zu können."

*

Sanders und Stratoff ließen sich bei Linda im Golden Gate Hotel in Nome melden. Seit 24 Stunden bereits befand sie sich in dem mit amerikanischem Komfort eingerichteten Hause und fühlte sich frisch und wieder im vollen Besitz ihrer Kräfte.

„Alles in schönster Ordnung", rief ihr Stratoff entgegen. „Ich hoffe, Sie haben sich von den Aufregungen der letzten Tage erholt."

„Die Aufregungen waren nicht so stark wie der entsetzliche Trangestank auf diesem furchtbaren Walfischfänger", sagte Linda lachend. „Zum erstenmal seit acht Tagen habe ich wieder gut geschlafen."

„Dann können wir unsere Reise wohl bald fortsetzen?" fragte Sanders.

„Hoffentlich diesmal auf einem anständigen Schiff."

„Auf dem besten der Welt", rief Stratoff. „Auf unserer Schwalbe."

„Wir wollen doch den Dampfer nach Frisko benutzen. Ich denke, die Schwalbe ist reparaturbedürftig?"

„Bis morgen ist sie so weit hergestellt, daß wir den Flug wagen können", sagte Sanders.

„Aber warum diese plötzliche Änderung?"

„Politische Gründe", erklärte Stratoff. „Lassen Sie sich erzählen. Durch ein Empfehlungsschreiben meiner Geschäftsfreunde, Bratford Brothers in Neuyork, gewannen wir das Vertrauen des Gouverneurs. Zudem ist er deutscher Abstammung und den Franzosen nicht sehr gewogen. Also, die Amerikaner haben in Erfahrung gebracht, daß die Franzosen sich unserer gesamten Expedition bemächtigen wollen. Auch das gefälschte Telegramm war das Werk eines französischen Kriegsschiffes, das uns nach Abfahrt der Athalia bei Kap Barrow gefangennehmen wollte. In der Beringstraße lauerte es uns ebenfalls auf, und nur durch die Geschicklichkeit unseres braven Kapitäns Stanhop entgingen wir ihm."

„Ich begreife diese Franzosen nicht", meinte Linda.

„Ich begreife sie nur zu gut", sagte Stratoff. „Da es der französischen Botschaft in Washington gelungen war, die an sie übermittelten Geheimtelegramme der Athalia zu entziffern, so schwebten wir tatsächlich in großer Gefahr. Aber die Gerechtigkeit verläßt einen guten Bolschewisten nicht. Die Amerikaner sind nämlich auch nicht so dumm. Sie besitzen bereits seit längerer Zeit den französischen Geheimcode und lasen einfach die Funksprüche der Franzosen mit. Sie wissen daher auch, daß die französische Botschaft einen Geheimagenten hier in Nome unterhält —"

„Der nun wohl sofort verhaftet wird?" fragte Linda.

„Im Gegenteil. Man benutzt ihn, um den Franzosen falsche Nachrichten zukommen zu lassen", warf Sanders ein.

Stratoff fuhr fort:

„Wir wissen also, daß das Kriegsschiff Liberté den Auftrag hat, jeden von Nome abfahrenden Dampfer nach uns zu durchsuchen. Die Feinde vermuten wohl, daß die meisten Teilnehmer unserer Expedition gerettet sind, aber daß sich auch eines unserer Flugzeuge auf der Athalia befand, ahnen sie nicht. Die Amerikaner lassen nun durch jenen Agenten den Franzosen die Nachricht zukommen, wir würden in zwei Tagen mit dem fälligen Postdampfer abfahren, während wir in Wirklichkeit die Schwalbe benutzen."

„Also fahren wir morgen mit der Schwalbe", rief Linda. „Mir ist es sehr lieb. Um so früher sind wir wieder daheim."

Sie wandte sich an Sanders. „Wie denken Sie sich jetzt die Fortsetzung unseres Werkes?"

„Herr Stratoff, Nagel und ich wurden uns bereits über die Grundzüge einig. Es wird sofort in Uralsk, dem Industriezentrum von Kirgisia, eine Flugzeugfabrik errichtet. Wir bringen möglichst viele der eingeübten Arbeiter und Ingenieure des Martensschen Werkes dorthin. Bis zum nächsten Frühjahr sind dann eine Anzahl neuer, vielleicht noch größerer Flugzeuge fertig, mit denen wir dieses Mal eine richtige Arbeitskolonne nach dem neu entdeckten Nordpollande befördern. Zunächst beuten wir die von mir gefundene Platinmine aus, die uns in den Besitz ausreichender Geldmittel setzen wird. Sodann erfolgt die Erbohrung des Öllagers und der Ausbau des geplanten großen Kraftwerkes."

„Erst will ich Platin sehen," sagte Stratoff. „Vorläufig hege ich noch einiges Mißtrauen."

„Ich habe nie an Herrn Sanders gezweifelt," rief Linda. „Sicher wird alles geschehen, wie er es sich gedacht hat. — Wollen wir denn nicht auch Herrn Martens selber nach Kirgisia einladen?"

„Martens befindet sich in einem französischen Zuchthause," sagte Sanders. „Wir erfuhren es heute."

„Dann müssen wir ihn befreien," rief Linda lebhaft.

„Das wird nicht leicht sein," meinte Stratoff, „und es fragt sich, ob die aufzuwendenden Mittel und Mühen sich lohnen." Sanders griff ein: „Herr Martens wird uns sehr fehlen. Er war nicht lediglich Fabrikleiter, sondern der geniale Konstrukteur und Vervollkommner seiner Flugzeuge. Wir hätten viel Unterstützung von ihm gehabt."

„Wenn die Sache so liegt, dann ist es natürlich ganz etwas anderes, und wir holen ihn uns," rief Stratoff.

„Er soll sich im Zuchthaus zu Dijon befinden," sagte Sanders.

„Es wird kaum möglich sein, ihn dort, mitten in Frankreich, zu befreien," meinte Linda, die Stratoff durch Widerspruch anzureizen hoffte.

„Man wird es versuchen," sagte Stratoff ruhig. „Wir arbeiten mit zwei Mitteln, denen das Aufsichtspersonal des Zuchthauses kaum gewachsen sein wird: Mit bolschewistischer Aufklärung für die ideal Veranlagten und mit bolschewistischem Gelde für die Aufgeklärten."

*

Aus dem „San Francisco Herald".

Heute nachmittag vier Uhr landete ein großes Flugzeug unweit der Indish Docks und machte am Lombard Pier fest. Erst durch die Meldung bei den Hafenbehörden erfuhr man, daß es sich um die berühmte Schwalbe handelte, die direkt von Nome hierher geflogen war. Die Insassen, etwa zehn Herren und eine Dame, begaben sich in das Palace Hotel, wo sie Wohnung nahmen. Wir sandten sofort unseren Spezialberichterstatter dorthin. In einer Stunde werden wir durch ein Extrablatt alle wichtigen Details der deutschen Nordpolexpedition berichten, die mit Recht ein so ungeheures Aufsehen in der ganzen Welt verursachte. Wir traten bereits in Unterhandlungen wegen alleiniger Veröffentlichung des genauen Reiseberichts, der durch gefahrvolle Abenteuer und wichtige Entdeckungen zu dem Spannendsten gehört, das wir unseren hochverehrten Lesern seit langem bringen konnten.

*

Bericht Stratoffs an Außenkommissar in Moskau.

(Übermittelt als Chiffertelegramm des russischen Generalkonsuls in San Francisco an die russische Botschaft in Washington zur Weitergabe.)

Nordpolexpedition trotz Versuche der Franzosen, uns zu fangen, glücklich bis San Francisco gelangt. Bitte einliegende Order an Blankenburg in Kalmikowskaja zu übermitteln. Füge noch persönlich hinzu: Außer Platin wurde auch Öl entdeckt. Sollten die erwarteten großen Bodenschätze wirklich vorhanden sein, so wäre Erwerb des neuen Landes für uns von größter Wichtigkeit. Der deutsche Flugzeugfabrikant Martens verbüßt in Dijon eine mehrjährige Zuchthausstrafe. Da seine Person zur Konstruktion der weitfliegenden Fahrzeuge nötig erscheint, erbitte ich, dem Geheimkomitee der Dritten Internationale in Genf den Befehl zu geben, seine Befreiung zu veranlassen. Stratoff.

Einlage für Blankenburg.

Ergebnisse der Expedition aussichtsreich. Ergiebige Platinfunde gemacht, die allein schon Unkosten decken würden. Die sofortige Errichtung einer großen Flugzeugfabrik in Uralsk ist in Angriff zu nehmen, Ingenieure und technische Arbeiter aus Deutschland zuzuziehen. Gleichzeitige Herstellung von zehn Flugzeugen pro Monat ist anzustreben. Bitte Hugo benachrichtigen, daß er möglichst gesamtes Personal der Fabrik von Martens in Gotha für uns engagiert. Er erhält von mir persönlich demnächst eingehenden Bericht. Unsere Rückreise erfolgt aus Sicherheitsgründen über Tokio-Wladiwostok. Stratoff.

Vor sechs Stunden war der große japanische Passagierdampfer von San Franzisko abgefahren, der die Nordpolfahrer nach Tokio bringen sollte. Nach eingehender Beratung hatten Sanders, Stratoff und Nagel es für das Beste gehalten, kein amerikanisches oder gar englisches Schiff zu benutzen.

Es befanden sich fast nur gelbe Passagiere an Bord: Liebenswürdig lächelnde Japaner, vornehm zurückhaltende Chinesen, verschmitzte malaiische Kaufleute und stoische indische Händler. Aber die Unterbringung ließ nichts zu wünschen übrig, und für die leiblichen Bedürfnisse der Weißen sorgte ein vorzüglicher chinesischer Koch.

Der dreitägige Aufenthalt in der großen westamerikanischen Hauptstadt hatte viel des Anstrengenden gebracht. Interviews, Ovationen, Empfänge, Begrüßungen durch die deutsche, russische und sogar eine kleine rumänische Kolonie folgten im ununterbrochenen Wechsel, dem man sich nicht entziehen konnte.

Der letzte Abend brachte ein feierliches Diner, das die Stadtväter ihren Gästen in der prachtvollen, mit Türmen und einer Doppelreihe von korinthischen Säulen geschmückten City Hall gaben.

Für den kommenden Tag hatten die Reisenden sich völlige Ruhe ausgebeten, denn die offizielle Abfahrt war am späten Abend im vorausbestellten und reservierten Pullmann Car vorgesehen. Anstatt dessen ging es bereits am frühen Morgen in aller Heimlichkeit zu dem japanischen Dampfer, dessen Kapitän eingeweiht war. Man hoffte so, etwaigen Nachstellungen der Franzosen zu entgehen.

Doch die feindlichen Agenten mußten gut gearbeitet haben, denn bereits wenige Stunden nach der Abfahrt ließ der japanische Kapitän Sanders und Stratoff in seine Kajüte bitten und teilte ihnen mit, daß seit einiger Zeit ein Kriegsschiff, anscheinend ein kleiner, aber schneller Kreuzer, seitlich der Nagasaki Maru aufgetaucht sei, der offenbar bestrebt war, sich dem japanischen Dampfer zu nähern.

„Die Nagasaki läuft doch schneller als ein Kriegsschiff?" fragte Stratoff.

„Ich weiß es nicht", sagte der Japaner.

„Was werden Sie tun, falls es ein Franzose ist, der unsere Auslieferung beantragt?" fragte Sanders.

„Auch das weiß ich noch nicht", lächelte der Kapitän verbindlich.

„Zu welchem Zweck haben Sie uns denn hergebeten?" rief Stratoff etwas ärgerlich.

„Ich dachte, Sie könnten sich vielleicht unsichtbar machen."

„Wollen Sie uns im Kohlenbunker verstecken?" fragte Stratoff.

„An Bord befindet sich eine chinesische Schauspielertruppe", sagte der Kapitän. „Mit ihrer Hilfe könnten Sie sich in wenigen Stunden in täuschend echte Chinesen oder Japaner verwandeln."

„Und wenn man Ihre Schiffspapiere einsieht?" fragte Sanders.

„Ich habe keine europäischen Passagiere an Bord", lächelte der Japaner. „Ihre Namen sind auf japanisch eingetragen."

Der Vorschlag leuchtete ein. Doch Sanders hatte noch Bedenken.

„Man wird uns an unserem Gepäck erkennen", meinte er. „Auch kann man unser Flugzeug entdecken."

„Ihr braver Flieger ist im untersten Raume wohl verstaut. Den finden sie so leicht nicht. Und die Kojen japanischer Untertanen lasse ich nicht durchsuchen."

„Sollen wir uns sofort an die Maskierung machen?" fragte Stratoff.

„Es hat noch Zeit. Vorläufig laufen wir mit voller Fahrt. Wir wollen sehen, ob der Franzose schneller ist. Ich benachrichtige Sie rechtzeitig."

Dankend verabschiedeten sie sich vom Kapitän.

*

Am späten Abend lagen Linda und Sanders bequem in ihren Longchairs hingestreckt auf dem oberen Promenadendeck und atmeten voller Wonne die lauen Lüfte des Pazifik ein als wohltuenden Kontrast gegen die von Hitze und Staub erfüllte kalifornische Metropole.

„Was macht der Franzose?" fragte Linda.

„Er begleitete uns bis zum Eintritt der Dunkelheit, ohne bisher näherzukommen. Dagegen steht er in ständigem Funkverkehr mit einem anderen entfernteren Schiff. Augenblicklich ist er in der Nacht verschwunden. Auch von seinen Positionslichtern ist nichts zu erblicken. Morgen früh werden wir wissen, woran wir sind."

„Es würde mir ein besonderes Vergnügen machen, diese unverschämten Franzosen hinter das Licht zu führen."

„Besonders, da ich Sie dann als allerliebste Geisha sehen würde", sagte Sanders.

Ein plötzlicher Strom von Zärtlichkeit für diese tapfere und doch so weibliche Frau flutete in ihm empor.

Sie antwortete nicht gleich. Nur einen vorsichtig fragenden Blick sandte sie ihm zu. Dann sagte sie nach einer Weile: „Dachten Sie nie daran, zu heiraten?"

„Ich darf mich nicht verlieben", sagte Sanders leise. „Oder wenigstens darf ich mich keiner großen Leidenschaft hingeben. Aus einer kurzen, traurigen Erfahrung weiß ich, daß dann für längere Zeit die mir innewohnende Kraft versiegt. Und die Erforschung des unbekannten Innern unserer Erde mit der Wünschelrute ist nicht nur mein Beruf, sondern meine große Leidenschaft."

„Jetzt erinnere ich mich, daß Sie mir einmal bereits Ähnliches andeuteten. Und ich weiß noch genau, wie unangenehm Ihnen dieses Bekenntnis wurde. Aber Sie gehören zu den seltenen Männern, die auch Frauen gegenüber nur die Wahrheit zu sagen vermögen."

„Mir wäre es viel zu mühsam, einen Menschen zu belügen — es sei denn, daß man ihn in seinem eigenen Interesse schonen muß. Die Wahrheit ist so viel leichter", meinte Sanders einfach.

„Dann sagen Sie mir eins", rief Linda rasch. „Falls Sie eine Frau kennenlernten, deren Besitz Ihnen wertvoller erscheint als alle Schätze der Erde, — was würden Sie dann tun?"

„Ich würde zu fliehen versuchen, ehe es zu spät wäre. Denn Liebesglück ist vergänglich. Meine Kunst aber soll mich durch das ganze Leben tragen."

„So fürchten Sie für Ihre eigene Leidenschaft? — Denn warum sollten Sie sonst fliehen?"

„Ich weiß genau, daß es Augenblicke gibt, wo man Gesundheit, Ehre, ja das Leben für eine selige Stunde opfern würde."

„Dann hilft auch die Flucht nichts mehr. Sobald man die Gefahr erkennt, ist es zu spät. Ja, erst die Trennung würde Ihre Leidenschaft zu unwiderstehlicher Gewalt entfachen", sagte Linda.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lehre des Ostens.

Von Hans Heinrich Schaeder.

(Schluß.)

Zu diesen letzteren gehören aber gerade eine Menge der Ernsteren und Entschlossenen unter denen, die der Ostmode unterworfen sind — von den anderen, denen es nur um eine ungewohnte Sensation zu tun ist, reden wir nicht. Jene aber glauben, durch den Import einer banalisierten Mitleidsethik, einer verschwommenen Esoterik und Mystik, oder durch die Freude an orientalischer Kunstübung das europäische Schicksal wenden oder wenigstens sich selber ihm entziehen zu können. Aber sie sehen die Hauptsache nicht: man mag aus der orientalischen Weisheit alle Einsicht und Förderung schöpfen, nur nicht Bestätigungen für das wehleidige Ressentiment moderner Europäer gegen ein Geschehen, das sie nicht gestalten wollen oder können. In allen orientalischen Kulturen wird man vergeblich Trost oder gar Entschuldigung für eine menschliche Haltung finden, die den Zusammenhang mit sich selber, mit den Menschen und mit der Welt verloren weiß und nicht wieder erlangen kann. Der Weise, wie er in allen orientalischen Kulturen begegnet, interessiert sich für alles andere als für sich selbst, er spricht und handelt und geht durch sein Leben kraft des unerschütterlichen Bewußtseins, im Einklang mit den Wesen zu stehen. Freiheit bedeutet für ihn nicht das Abschneiden oder Verneinen der Bindungen, die ihn in die Welt verhaftet halten, sondern gerade die Hingabe an die Welt, das Erleuchtetwerden von ihrem Sinn. Wenn er sich der Welt zu entziehen scheint, so bedeutet das nur die gesteigerte Sammlung seiner Kräfte zu vollkommenerem Dienst. Wenn er aber der Welt dient, so tut er es weder um begrenzter Zwecksetzungen willen, noch aus vagem Mitleid — denn beides bedeutet eine Isolierung, eine Distanz, die ihm ganz und gar fremd ist —, sondern vielmehr, weil er nicht anders kann, als dem Sinne der Welt gemäß wirken. Wer sich die Sprüche Laotses, die Berichte über das Auftreten des Buddha oder das Leben der persischen Heiligen vergegenwärtigt, findet überall eine Haltung, die unbeirrbar einem allgemeinsten Wesensgesetz folgt, die völlig eins geworden und zerlegbar ist und jeder Auflösung in abendländische Begriffe spottet. Man denke an die Erörterungen über das Wesen des Buddhismus, der bald als Religion, bald als mystischer Heilpfad, bald als Anleitung zu ästhetisch-magischen Praktiken, bald als atheistische Moralphilosophie gedeutet wird.

Aus diesem Hin und Her ist nur das eine zu lernen, daß die geistigen Bildungen der orientalischen Kulturen von einem schlechthin einheitlichen und universellen Sinnzusammenhang beherrscht werden, daß sie notwendig von demjenigen verfälscht werden, der sie mit modernen Begriffen, den Kategorien eines gespaltenen und in Antinomien aufgelösten Bewußtseins zu fassen unternimmt.

So wandelt sich die Bedeutung des Ostproblems für unsere Kultur: das Scheinbild des östlichen Wesens, wie es die Ostmode beschwört, um die heimlichen und offenbaren Leiden einzelner Gegenwartsmenschen zu beschwichtigen, weicht der unveränderlichen und unberührbaren Gestalt des östlichen Geistes, die sich, ganz in sich bleibend, geschlossen und keiner Vermischung fähig, dem Abendlande gegenüberstellt und von ihm fordert, nicht sich aufzugeben oder zu verwandeln, sondern im Dienst der eigenen Gesetze so wesentlich und sinnerfüllt zu leben, wie sie selber durch die Jahrtausende geht, unbekümmert um die geringfügigen Schwankungen und Erschütterungen, von denen sie dann und wann berührt wird, so wie in der Gegenwart, in der die geistige Verwirrung Europas einige Außenwerke der asiatischen Reiche bedroht. So bleibt dem abendländischen Menschen, sofern sich das Ostproblem ihm als ein zwingendes, persönliches Problem vor Augen stellt, keine andere Möglichkeit, als das Bemühen um Erkenntnis, ohne Einmischung persönlicher Wünsche und Unbefriedigtheiten, in voller Ehrfurcht, im vollen Bewußtsein der Fremdheit der östlichen Welt, die von ihm nicht fordert, Orientale zu werden, sondern er selber zu werden — einer Fremdheit wiederum, die doch keine absolute ist und nimmermehr zur Resignation des Erkenntniswillens führen kann, sondern die nur möglich ist auf dem Grunde einer tiefsten menschlichen Wesensgemeinschaft. Nur darf diese nicht als Gemeinsamkeit letzter metaphysischer Überzeugungen gefaßt werden, sie ist nichts weiter als die Gemeinsamkeit des Lebens in der gleichen, sinnvollen gotterschaffenen Welt, deren Sinn es reich und unverstellt zu verstehen und zu befolgen gilt.

Wir dürfen uns freuen, daß unter der Fülle von purer Fälschung und Konjunkturausnutzung innerhalb der literarischen Erscheinungen, welche die Ostmode heraufgeführt hat eine Reihe von Arbeiten ans Licht getreten sind, die, rein auf das Wesentliche gerichtet, jene Anpassung an Zeitgeschmack und Salonsprache verschmähen, um das östliche Wesen um so zwingender und ausdrucksvoller hervortreten zu lassen. Wir möchten nur auf ein einziges Beispiel hinweisen und das außerordentliche Buch von O. Kümmel über die Kunst Ostasiens nennen.

• • •

II.

Wenn wir sahen, daß für die rechte Erfassung des Ostproblems in seiner kulturellen Bedeutung nicht weniger gefordert werden kann, als eine Besinnung auf den Bau unseres eigenen Kulturbewußtseins und die daraus folgende Einsicht in die Unzulänglichkeit sowohl unserer Denkhaltung wie unserer Gesinnung für die rechte Erkenntnis des Ostens, wenn wir also die Sinnlosigkeit jeder Ostmode zugleich mit der Forderung erkannten, entweder gar nicht oder mit der rücksichtslosesten Kritik unserer eigenen Denkordnung an den Orient heranzugehen, so folgt aus alledem die grundsätzliche Beurteilung des Ostproblems nach seiner politischen Seite von selber. Wir betonen nochmals, uns beschäftigen hier nicht die Belange des Problems, soweit sie den Staatsmann betreffen, sondern nur soweit der politische Mensch überhaupt sich mit ihnen auseinanderzusetzen hat.

Fast überall, wo die Ostmode etwas wie eine theoretische Begründung erhalten hat, geht mit dem Preis der östlichen Weisheit der Verzicht auf das politische, ja der Ruf zur Entpolitisierung zusammen. Das mag wohl zum guten Teil in der Abwendung von der Tagespolitik begründet sein, von all jenem Getue, über das die Geschichte schweigend hinweggeht. Aber tiefer als diese Verekelung sitzt jene gefährliche Gleichgültigkeit, die das eigentliche Hemmnis aller Versuche, den Deutschen politisch zu erziehen, darstellt; jener Mangel an öffentlichem Geist, der, obwohl vielfach in reinster Gesinnung begründet, dennoch nichts ist als ein Mangel an Gesinnung und an Konsequenz des Denkens. Denn er bezeichnet nichts weiter, als daß man sich einem Schicksal, dem man durch Abstammung, Tradition, Bildung, Tätigkeit und, wenn man ein anständiger Mensch und kein Zechpreller ist, auch durch Wahl und Willen unterworfen ist, von einem bestimmten Punkte an entziehen zu dürfen glaubt, wenn es einem nicht mehr paßt. Dieses sucht man durch den Hinweis auf den orientalischen Weisen zu rechtfertigen, der zumal in politisch erschütterter Zeit von aller Arbeit in der staatlichen Gemeinschaft sich in die weltentzogene Einsamkeit des Weisheitssuchers zurückziehe.

Der Grundirrtum liegt auch hier in der Meinung, man dürfe sich die Formen des orientalischen Lebens als

Europäer aneignen und sich so von öffentlicher Mitarbeit entbinden. Dagegen steht nur die Tatsache, daß das Netz des modernen Lebens infolge der immer weiter fortschreitenden Auflösung kleinerer wirtschaftlicher Einheiten, die den eigenen Bedarf decken können, in zentralisierte größere Einheiten und infolge dementsprechend fortschreitender politisch-bürokratischer Zentralisierung unendlich viel dichtmaschiger geworden ist, als es je in einem orientalischen Reiche sein konnte. So steht, selbst in Zeiten der wirtschaftlichen und politischen Anarchie, der Einzelne in den europäischen Staaten in einer unvergleichlich viel engeren und verbindlicheren Beziehung auseinander angewiesener Kräfte des öffentlichen Lebens. Und so gewiß nun auch die moderne Entwicklung zu immer restloserer Entpersönlichung und Mechanisierung des öffentlichen Lebens hindrängt, mit dem Ziel, die irrationale und unwägbare Persönlichkeitsleistung nach Möglichkeit durch mechanische, berechenbare Leistungen zu ersetzen, so hängt es doch von der Behauptung des Persönlichkeitsmomentes in dieser Entwicklung und seiner erneuten Durchsetzung gegen sie ab, ob die Bewegung Europas zum völlig entgeistigten und entseelten Maschinendasein oder aber zum absoluten Chaos hin aufgehalten werden kann oder nicht. Es ist gewiß: der Versuch, in diese Entwicklung Einsicht zu gewinnen und nach der Einsicht den Willen zu richten, hebt jenen quietistischen Persönlichkeitskult auf und ebenso die Herleitung seines Anspruches auf Bequemlichkeit aus dem Vorbilde des östlichen Weisen. Denn nicht nur ist es lächerlich, zu glauben, man könne sich mit wehleidiger, aristokratisch sein sollender Geste einer harten, klaren Notwendigkeit entziehen, sondern eine von noch so weit her angestellte Betrachtung des orientalischen Wesens lehrt nichts so deutlich, wie die Tatsache, daß der Weltverzicht des Weisen dort aus allen anderen Gründen entspringt als aus Ruhebedürfnis und Feigheit. Dieser Weise ist fest nicht dadurch, daß er an der Welt vorbei, sondern dadurch, daß er durch sie hindurchsieht; seine Hingabe an das Schicksal ist alles andere, als der europäische Fatalismus, der den Willen lähmt: sie ist die Gewißheit, daß der Sinn der Welt nicht zertrümmert werden kann, daß er nicht die Gesten und Reden der Menschen zu seiner Hilfe bedarf, wohl aber die letzte Entschlossenheit des Menschen, im Leiden wie im Handeln, aus der Treue gegen das Selbst, das mit dem Sinn der Welt eins ist.

So zeigt das Vorbild des orientalischen Menschen in Wahrheit nicht die Entkräftung, sondern die gesteigerte Sammlung der Kräfte (nichts anderes bedeutet das Nichthandeln bei Laotse), nicht den Verzicht, sondern den Entschluß und die Bereitschaft. Es weist das feige Zurückbleiben mit der gleichen Entschiedenheit zurück, wie das blinde Stürmen des doktrinären Radikalismus. Es fordert von uns, im persönlichen wie im gemeinschaftlichen Leben wir selber zu sein und es mehr zu werden, das heißt aber: unsere Schicksalsstunde zu verstehen und den Weg, den sie uns weist, leidenschaftlich und sachlich zu beschreiten.

Der Stellvertreter.

Von Hermann Wagner.

Haberstroh ist immer so furchtbar stark beschäftigt und hat nie Zeit. Ich habe immer Zeit und bin niemals stark beschäftigt. Das ist ein Geburtsfehler von mir. Aber auch Haberstroh kann nichts dafür, daß er so gut wie niemals Zeit hat, denn sein starkes Stets-Beschäftigt-Sein ist gleichfalls ein Geburtsfehler von ihm. Schließlich hat wohl ein jeder so seine Fehler. Wie ja auch ein jeder so seinen Vorzug hat.

Haberstroh kam zu mir und sagte: „Du, hast du nicht Lust, mich bei Ingrid zu vertreten?"

„Wer ist Ingrid?" fragte ich.

„Ingrid ist meine Braut. Wir haben uns für heute abend im Theater verabredet. Aber ich bin allzu stark beschäftigt und habe keine Zeit. Geh du für mich. Ich werde das als einen Freundschaftsdienst betrachten."

Ich fragte: „Ist Ingrid hübsch?"

„Es geht. Sie bekommt jedenfalls eine sehr hohe Mitgift."

„Schön", sagte ich. „Aber wer zahlt die Spesen?"

„Die zahle ich. Hier sind 10 Mark. Das langt."

Ich nahm die 10 Mark, warf mich in meinen Frack und ging zu Ingrid. Sie fragte, wer ich sei. Ich sagte, ich sei der Stellvertreter.

„Der Stellvertreter? Für wen?"

„Für Haberstroh, Ihren Bräutigam, der keine Zeit hat. Ich habe immer Zeit. Und ich habe außerdem 10 Mark."

„10 Mark? Wofür?"

„Für uns. Für zwei Parkettplätze. Ihr Bräutigam ist nämlich der Meinung, das langt."

„Empörend!" sagte Ingrid.

„Oh", sagte ich, „was das betrifft, so seien Sie unbesorgt. Wir können ruhig auch das Fünffache ausgeben. Haberstroh bezahlt es schon."

Kurz, Ingrid ging mit, und zwar tat sie das gleichsam zum Protest, um Haberstroh, der niemals Zeit hatte, eins auszuwischen. Mir war das recht, denn Ingrid gehörte zu jenen Mädchen, die mein Typ sind. Ich muß sagen, Ingrid gefiel mir sehr. Auch ihre hohe Mitgift mißfiel mir nicht, das muß ich gleichfalls sagen. Es kam mir wirklich nicht darauf an, diese Haberstroh abzujagen.

Ich tat, was in dieser Hinsicht in meinen Kräften stand, und schon nach Schluß des zweiten Aktes hatte ich Ingrids Jawort.

„Weißt du", sagte ich nach der Vorstellung zu ihr, „jetzt wollen wir unsere Verlobung auch begießen. Der Kostenpunkt ist ganz gleichgültig, denn Haberstroh bezahlt es ja."

„Ja", sagte Ingrid.

Wir unterhielten uns sehr gut, und die Zeche betrug 88,50 Mark. Ingrid setzte gleich den Tag unserer Hochzeit fest, und ich gab dem Ober noch 10 Mark extra. Darauf fuhr ich Ingrid heim. Im Auto schenkte sie mir den ersten Kuß, wofür ich den Chauffeur auf Kosten Haberstrohs gleichfalls mit 10 Mark belohnte.

Am nächsten Tage ging ich zu Haberstroh und sagte: „Du, du schuldest mir noch 98,50 Mark."

Haberstroh fragte: „Wieso?"

„Nun", sagte ich, „die Sache war billiger eben nicht zu machen. Ingrid ist anspruchsvoll."

Haberstroh schrie: „Du bist verrückt!"

„Nein", sagte ich, „aber du wärest schofel, wenn du mich zum Danke dafür, daß ich dir gefällig gewesen bin, noch die Kosten zahlen ließest."

Haberstroh schimpfte und zahlte. Ich steckte das Geld kalt lächelnd ein und fragte, ob Haberstroh nun auch seinerseits bereit wäre, mir eine Gefälligkeit zu erweisen.

Haberstroh brummte: „Was soll's?"

„Ach", sagte ich, „Ingrid und ich, — wir haben uns gestern verlobt. In acht Wochen feiern wir die Hochzeit. Und da wollte ich dich fragen, ob du mein Trauzeuge sein möchtest."

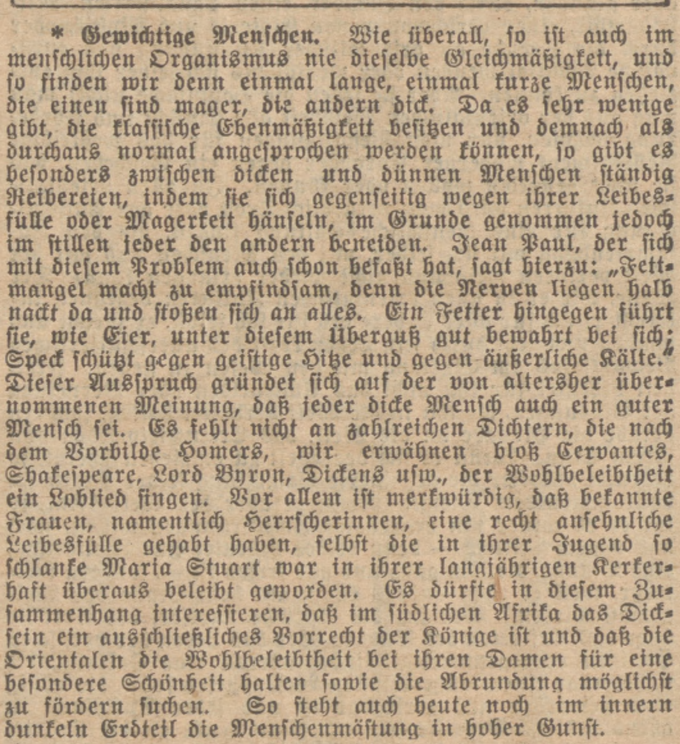
„Wie?" fragte Haberstroh entgeistert.

Ich sagte: „Nun ja, Ingrid mag dich nicht mehr. Sie hat sich für einen Mann entschieden, der mehr Zeit hat."

Nun, ich will nicht verraten, was Haberstroh darauf gesagt hat. Aber die Gefälligkeit, mein Trauzeuge zu sein, hat er mir nicht erweisen. Mein Gott, er ist eben immer so furchtbar stark beschäftigt und hat fast niemals Zeit. Das ist ein Geburtsfehler von ihm.



Bunte Chronik



*** Gewichtige Menschen.** Wie überall, so ist auch im menschlichen Organismus nie dieselbe Gleichmäßigkeit, und so finden wir denn einmal lange, einmal kurze Menschen, die einen sind mager, die andern dick. Da es sehr wenige gibt, die klassische Ebenmäßigkeit besitzen und demnach als durchaus normal angesprochen werden können, so gibt es besonders zwischen dicken und dünnen Menschen ständig Reibereien, indem sie sich gegenseitig wegen ihrer Leibesfülle oder Magerkeit hänseln, im Grunde genommen jedoch im stillen jeder den andern beneiden. Jean Paul, der sich mit diesem Problem auch schon befaßt hat, sagt hierzu: „Fettmangel macht zu empfindsam, denn die Nerven liegen halb nackt da und stoßen sich an alles. Ein Fetter hingegen führt sie, wie Eier, unter diesem Überguß gut bewahrt bei sich; Speck schützt gegen geistige Hitze und gegen äußerliche Kälte." Dieser Ausspruch gründet sich auf der von altersher übernommenen Meinung, daß jeder dicke Mensch auch ein guter Mensch sei. Es fehlt nicht an zahlreichen Dichtern, die nach dem Vorbilde Homers, wir erwähnen bloß Cervantes, Shakespeare, Lord Byron, Dickens usw., der Wohlbeleibtheit ein Loblied singen. Vor allem ist merkwürdig, daß bekannte Frauen, namentlich Herrscherinnen, eine recht ansehnliche Leibesfülle gehabt haben, selbst die in ihrer Jugend so schlanke Maria Stuart war in ihrer langjährigen Kerkerhaft überaus beleibt geworden. Es dürfte in diesem Zusammenhang interessieren, daß im südlichen Afrika das Dicksein ein ausschließliches Vorrecht der Könige ist und daß die Orientalen die Wohlbeleibtheit bei ihren Damen für eine besondere Schönheit halten sowie die Abrundung möglichst zu fördern suchen. So steht auch heute noch im innern dunkeln Erdteil die Menschenmästung in hoher Gunst.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.